

Zur Besinnung

Menschwerdung – Mythos und Logos

Josef Kröger

Die biblischen Weihnachtsgeschichten sind nicht einfach zu verstehen, weil sie so unterschiedlich sind, weil sie durch apokryphe Kindheitsgeschichten aufgebläht werden und weil wir sie einordnen müssen in eine der vielen literarischen Formen der Bibel. Der griechische Philosoph Protagoras kann uns auf eine gute Spur bringen. Er sollte seinen Schülern einmal etwas erklären und fragte sie: „Wollt ihr es als Mythos hören oder als Logos?“. Zu der Zeit war das logische Denken modern geworden, darum neigten die Schüler dem Logos zu. Protagoras aber riet ihnen zum Mythos: „Der ist angenehmer zu hören!“ sagte er, und es geht nicht um ‚richtig‘ oder ‚falsch‘.

Wir leben heute in einer ähnlichen Situation wie die Schüler des Protagoras. Das rationale, logische Denken ist vorherrschend und ist mit einem Wahrhaftigkeitsanspruch verbunden. Spontan denke ich an die Nobelpreise, die im Moment wieder verliehen werden. Entdeckungen werden mit einer Million US\$ gefeiert, dabei sind das doch sehr zweischneidige Entdeckungen, wenn ich zum Beispiel an die Entdeckung der Kernspaltung und jetzt die Entdeckung der Genschere denke. Die Folgen können sehr ambivalent sein. Zwei Preise stehen allerdings auf anderen Füßen: der Friedensnobelpreis und der für Literatur. Der Grund für den Unterschied liegt in einer veränderten Sicht auf die Sinnfrage.

Wenn wir die Weihnachtsgeschichten betrachten, steht das Symbolische, Sinnstiftende im Zentrum. Natürlich braucht auch der Mythos Worte und die gehören zum Logos, aber der Mythos ist ganzheitlich, obwohl bei den mythologischen Texten natürlich auch der Zeitgeist und das literarische Umfeld eine Rolle spielen.

Die mythologische Sicht auf Jesus von Nazareth ist zudem in der christlichen Tradition fortlaufend. Wenn wir beispielsweise an unsere

Advents- und Weihnachtslieder denken, kommen wir sehr schnell in einen Bereich, wo das logische Denken zwar nicht ausgeschlossen ist, wo aber die exakten Wissenschaften zurückbleiben. Bilder, die Horizonte öffnen, bestimmen das Feld. Das Bild von der Tür, die wir aufmachen sollen... Der Morgenstern in finsterner Nacht... Es ist ein Ros' entsprungen... Uns kommt ein Schiff geladen bis an sein'n höchsten Bord... Das alles sind ganzheitliche Bilder, die die Geburt eines Menschen beleuchten, der für uns Christen im weitesten Sinn wegweisend geworden ist für unsere Lebensgestaltung.

Ein Wort auch noch zur gestaltenden Kunst, die ähnlich wie der Mythos ganzheitlich arbeitet. Unsere Weihnachtskrippen, der Ritus, das Jesuskind vor dem Altar niederzulegen, die Krippenspiele in Kindergottesdiensten, die Weihnachts-Ikonen der Ostkirche - das alles zeigt die Bedeutung, die wir in diesem Jesus sehen. Vor zwei Jahren gab es im Centre du Vitrail in Chartres eine Ausstellung, in der 286 Glaskünstler aus allen Kontinenten gleichformatige Bilder ausstellten, alle unter dem Thema „Auf der Suche nach dem Licht der Welt“. Der Zuspruch war so groß, dass die Ausstellung um ein Jahr verlängert wurde.

Die Seite des Logos wird in der Theologie durch die historisch-kritische Methode abgedeckt. Sie ist bedeutend und sie schärft unseren Blick, immer auf die Form zu achten, in der biblische Texte geschrieben sind. Wundergeschichten und Gleichnisse, apokalyptische Mahnungen und Kindheitsgeschichten kommen aus unterschiedlichen Motivationen. Hier gibt es auch immer neue Erkenntnisse, während die Wahrheit des Mythos tief und unwandelbar ist.

Kurz noch zu den einzelnen Evangelisten, deren Kindheitsgeschichten nicht kongruent sind: Markus, der wohl zuerst das Leben Jesu in Worte fasst, beginnt mit der Taufe Jesu durch Johannes.

Die Deuteworte „Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen gefunden“ kann man als Kindheitsgeschichte lesen. Aber gegenüber Matthäus und vor allem Lukas ist das eine ‚trockene‘ Geschichte. Trocken sind auch die Stammbäume, die Josef und damit Jesus mit dem Stamm Davids verbinden. Dass die lukanische Fassung im Gottesdienst am Heiligen Abend steht, hat vielleicht etwas mit Protagoras‘ Wort zu tun, dass sie ‚angenehm zu hören‘ ist. Das Gloria der Engel und die Ankunft der Hirten, das sind schöne Bilder, die Einmaligkeit dieses Kindes zu beschreiben. Es fällt auf, dass Lukas und Matthäus recht unterschiedliche Entwürfe haben. Matthäus erzählt eine sehr durchkonstruierte Doppelgeschichte der Ankündigung und Geburt des Täufers und Jesu und der Ankündigung der Geburt Jesu in einem Traum an Josef und nicht an Maria.

Zudem gehört die Anbetung der Weisen aus dem Morgenland in sein Programm. Verbindend und ausschlaggebend ist aber die Ankündigung, dass mit diesem Kind das Licht Gottes in diese Welt kommt. Johannes als zeitlich letzter Evangelist setzt die Geburt Jesu in eine ganz andere Sprache, die von der griechischen Philosophie genährt wird: „...und der Logos ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt...“ Es bleibt aber ein gemeinsamer Nenner: Schon am Anfang nehmen alle die Göttlichkeit Jesu in den Blick.

Wir tun gut daran, dem mythologischen Sprechen und Schreiben Raum zu geben, weil wir immer deutlicher spüren, wie wichtig der Blick auf das Ganze und in die Tiefe ist.



Quelle: Wikimedia Commons / Freie Bilder: Scheibbs.topothek.at, Urheber: Anonymus

Das Thema

Sprache

Als ich in der Zeitung einen Leserbrief mit Klagen über zu viele Anglizismen las, dachte ich: "Das wäre doch mal was für uns." So kamen wir auf das Thema „Sprache“. Es stellte sich als sehr umfangreich heraus, weil es so viele Aspekte hat. Als Erstes haben wir einen Teil eines Berichts über eine Heliandtagung zu "Sprache" von 1994 ausgewählt. Es folgen mehrere Texte zur Bedeutung und Entwicklung von Sprache z.B. als Muttersprache und zur kirchlichen Sprache. Natürlich ist das Erlernen von Sprache zur Verständigung in verschiedenen Situationen wichtig, für Menschen aus aller Welt, aber auch ohne Worte, wie wir lesen können. Den Abschluss bildet ein humorvoller Blick auf umgangssprachliche Kuriositäten. Viel Vergnügen beim Lesen!

Gertrud Singer

Alles Sprechen geschieht im „kommunikativen Dreieck“

Prof. Dr. Richard Schaeffler

Die Sprache versetzt uns in eine dreigliedrige Beziehung, zu der der Sprecher, der Hörer und die zur Rede stehende Sache gehören. Aber diese drei Glieder bilden ein einziges Beziehungsfeld. Und jeder einzelne Akt des Sprechens geschieht in einer jeweils konkreten Sprache, in deren Gestalt sich die Geschichte des Beziehungsfeldes von Sprechern, Hörern und Sachen spiegelt.

Seit den 20er Jahren unseres Jahrhunderts spricht man vom „kommunikativen Dreieck“. Die Basis dieses Dreiecks wird vom „Sender“ (Sprecher) und vom „Empfänger“ (Hörer) gebildet; die Spitze, auf die diese beiden sich gemeinsam beziehen, ist die Sache, über die sie sprechen. Und eben dadurch weisen die Sprachen, die wir sprechen, (nicht nur die Sprachen der „indogermanischen Sprachfamilie“) uns in eine dreifache Aufgabe ein: Der Sprecher drückt sich selber aus, redet einen Adressaten an und spricht über etwas. Ausdruck, Anrede und Aussage sind die drei Grundfunktionen des Gesprochenen.

Aber, so wird häufig wie in einem Merkspruch hinzugefügt: „Das Sprachgeschehen spielt sich nicht in den Ecken des kommunikativen Dreiecks ab, sondern in seinem Felde.“ Damit soll gesagt sein: Diese drei Funktionen des Sprechens, Ausdruck (des Sprechers), Anrede (des Hörers) und Aussage (über die besprochene

Sache oder Person) lassen sich nur gemeinsam erfüllen. In jeder Aussage, auch wenn sie ganz objektiv nur über Sachen zu sprechen scheint, ist das Moment Anrede enthalten; und auch in der allerindividuellsten Weise, sich selber auszudrücken, ist ein Stück Anrede und ein Stück Sachbedeutung enthalten. Und jede noch so appellative Weise, den Hörer in Anspruch zu nehmen, enthält einen Selbst-Ausdruck des Sprechers und eine Aussage über Sachverhalte in sich.

Kurz: Die drei Sprachfunktionen von Ausdruck, Anrede und Aussage können nur gemeinsam erfüllt werden. Und in dem Maße, in dem die gemeinsame Erfüllung dieser Aufgabe gelingt, entsteht sachbezogene, aber zugleich personale Kommunikationsgemeinschaft. In diesem Sinne hat Platon von dem „langdauernden Zusammensein“ gesprochen, „das sich um die Sache zusammenschließt“ und so den „Funken“ erzeugt, der „in die Seele fällt und sich dort selber nährt“.

Aus der Zusammengehörigkeit von Ausdruck, Anrede und Aussage wird auch verständlich, dass es eine Vielheit von Sprachen gibt. Wenn man von „Sprache“ redet, ist dies ein abstrakter Begriff. Konkret gibt es nur „Sprachen“ in der Mehrzahl. Dazu gehören die Nationalsprachen wie Deutsch, Französisch oder Latein, aber auch die „Sachgebietssprachen“; die Formelsprache

der Mathematik ist eine andere als die Sprache der politischen Debatte oder die des Liebesgesprächs. Diese Sachgebietssprachen sehen auch grammatisch jeweils anders aus. Diese Vielheit der Nationalsprachen wie der Sachgebietssprachen kommt dadurch zustande, dass wir an der Spracherfahrung vieler Generationen teilnehmen, d.h. an der Erfahrung vieler Versuche, etwas treffend zu sagen, und es situationsgerecht zu sagen. Die Grammatik und der Wortschatz einer jeweils lebenden Sprache sind der historische Niederschlag generationenlanger Sprechbemühungen.

Denn die Bemühung um eine sachbezogene und zugleich ganz personale Kommunikationsgemeinschaft hat ihre Geschichte. Weil sachgerechtes und zugleich situationsgerechtes Sprechen nicht im ersten Anlauf gelingt, weil wir um die Sprachform – sowohl das Vokabular als auch die Grammatik – immer neu ringen müssen, werden wir die vorgefundene Sprache, die wir nicht zu erfinden brauchen, immer neu in eigene Rede übersetzen. Und weil alle, die eine Sprache sprechen, dies tun, verändert sich die Sprache. Es gibt Neues zu sagen, und es gibt andere Menschen, die miteinander reden. Deswegen gibt es zwar keinen, der die Sprache erfinden müsste; aber es gibt auch keine Sprache, die nicht immer neu darauf angewiesen wäre, auf immer neue Weise gesprochen zu werden.

Und deswegen gilt für die Sprache: Sprachfähigkeit ist angeboren; das Sprechen aber will gelernt sein. Das gilt nicht nur für die Kinder, die zum ersten Male in ein Verhältnis von Sprecher, Hörer und Sache eintreten; das Sprechlernen ist eine lebenslange Bemühung, weil die dreigliedrige Beziehung von Sprecher, Hörer und Sache in die Geschichte einer Kommunikationsgemeinschaft einbezogen ist.

Dabei führt jede Bemühung, das Sprechen zu lernen, über folgende Stufen: Bekanntlich lernt man das Sprechen nur, wenn man hören kann. Und indem wir hören, üben wir uns ein in eine bestimmte Sprache mit ihrem Wortschatz, ihrer Grammatik. Der zweite Schritt besteht darin, in einer erlernten Sprache sagen zu können, was einem keiner vorgesagt hat. Dabei gilt es, den eigenen Sprachstil zu finden, vergleichbar der

unverwechselbaren eigenen Handschrift. Und zugleich gilt es, sich nicht in die jeweils eigenen Sprachgewohnheiten oder gar Sprach-Ticks einzuspinnen, sondern für den anderen verständlich und für die Sachen und ihren Anspruch sensibel zu bleiben.

Der dritte Schritt aber besteht darin, daß man, wenn man eigene Spracherfahrung gemacht hat, wieder zurückkehrt zu Vorgesagtem, beispielsweise zu Zeugnissen der Literatur, um zu bemerken, wie meisterlich dort Aufgaben des treffenden Ausdrucks, der wirksamen Anrede, der sachgerechten Aussage erfüllt sind. Man gewinnt erst ein Gespür für die sprachliche Qualität klassischer Texte, wenn man selber einmal eigene Versuche des eigenen Ringens mit dem Worte gemacht hat, und seien es noch so unzulängliche Versuche gewesen.

Hören, selber formulieren und dann noch einmal mit geschärftem Ohre hinhören: das ist der Rhythmus jeder Sprach-Erlernung.

Aus der Heliandkorrespondenz 3/1993

Anmerkung

1993 fand das Jahrestreffen in Vierzehnheiligen statt mit dem Thema „Sprache, sprechen, Gespräch - woran es fehlt, wovon wir leben“

Der obige Text ist dem Referat von Prof. Dr. Richard Schaeffler entnommen.

Thema: Dialogische Existenz – Wege zu einem menschlichen Leben

„In Mutters Sprache sprechen“

Gertrud Singer

Weltweit gibt es ca. 7000 Sprachen, davon werden in Europa 230 gesprochen. Sprache ist mehr als ein reines Kommunikationsmittel. Sie spielt für unsere Identität eine große Rolle, denn sie beeinflusst unsere Denkstrukturen und unsere Wahrnehmung. Daran will der „Internationale Tag der Muttersprache“ erinnern, der jährlich am 21. Februar begangen wird. Dieser Gedenktag wurde von der UNESCO zur „Förderung sprachlicher und kultureller Vielfalt“ ausgerufen.

Die meistgesprochene Muttersprache ist Mandarin (Chinesisch) mit 1,120 Mrd. Sprechern. Es folgen Spanisch mit 460 Mio. und Englisch mit 380

Mio. Muttersprachlern. Knapp 100 Mio. sprechen Deutsch als Muttersprache und 15 Mio. Menschen weltweit lernen Deutsch als Fremdsprache.

Seit langer Zeit interessiere ich mich für unsere Sprache und die Entwicklung unseres "Wortschatzes". Für mich ist das ein echter "Schatz"! Ich lese daraufhin Zeitungen und Zeitschriften mit großem Interesse. Immer wieder stoße ich auf die inflationäre Verwendung englischer Begriffe, die in folgendem Leserbrief eines 92-jährigen Mannes beklagt wird: „Wer von uns hat nicht ein Handy oder gar ein iPhone oder surft nicht im Internet, wozu es eines Browsers bedarf. Wir schauen nach Last-Minute-Angeboten und wissen, dass Fast Food nicht gesund ist. Neuerdings arbeiten wir im Home-Office oder müssen den Kindern beim Homeschooling helfen. Das Car Sharing ist uns geläufig, ebenso ein Pick Up. Wir besorgen uns Tickets für das nächste Event, kaufen im Shopping-Center ein und suchen im Ferienort nach dem Tourist Office. Für den Urlaubs-Trip buchen wir die Business Class, checken am Airport ein, warten auf den Aufruf zum Boarding und gehen zum Gate. Neuerdings schockte uns coronabedingt der Lockdown oder auch der Shutdown. Bin ich als alter Mensch out, wenn ich frage, ob unsere deutsche Sprache for sale ist?“

Schwieriger als englischsprachige finde ich Wörter aus der Jugendsprache. Jedes Jahr wird aus dem gängigen Repertoire das „Jugendwort des Jahres“ gewählt. In diesem Jahr war es „lost“, was ahnungsloses, unsicheres Handeln bedeutet und nicht, wie im Lexikon steht, „verloren“. Wenn sich zwei Jugendliche am Bahnhof so verabschieden: „Bro, bis morgen dann“ und: „Ja, Diggah“, dann kann ich nur verständnislos den Kopf schütteln. Auch „Cringe“ und „Wyld/wild(krass)“ standen zur Wahl. Ein Experte des Germanistischen Instituts der Universität Münster sagt: „Jugendsprache ist definitiv ein Kulturgut“. Sie schafft Gruppenzugehörigkeit unter Jugendlichen,

enthält Einflüsse aus Hip-Hop, Rap und den sozialen Medien und ist ein Dokument des Zeitgeistes. Vermutlich hat es in schon in Goethes Zeit Jugendsprache gegeben!

Kein anderes Thema hat den Wortschatz 2020 so stark geprägt wie die Corona-Pandemie. Viele Begriffe haben wir erst im vergangenen Jahr näher kennengelernt und gebrauchen sie: Querdenker, Aluhut (Verschwörungstheoretiker), Herdenimmunität, Mundnasenmaske, Aerosole, Hybridunterricht, Homeoffice, Abstandsgebot, zweite Welle, Beherbergungsverbot, Schnelltest, Risikogebiet, Hotspot, Ellenbogengruß. Unser Wortschatz entwickelt sich gegenwärtig sehr dynamisch weiter. Ganz neu ist z.B. Turbovirus (die Mutation) und Long-Virus-Syndrom (Folgen der Erkrankung). Wie es aussieht, werden uns Maskenpflicht und Mobilitätsbeschränkung noch lange erhalten bleiben und vielleicht auch Covidioten für Corona-Leugner!

Die Sprache der Politik seit März 2020 ist schwierig: „Jeder Kontakt, der nicht stattfindet, ist gut“, sagte die Kanzlerin im November. Das Problem ist, dass ein Kontakt (contactum) sich dadurch definiert, dass er stattfindet. Streng genommen ist ein Kontakt, eine Berührung, die nicht stattfindet, kein Kontakt. Und etwas, das nicht stattfindet, kann nicht gut sein. Gemeint ist natürlich die Vermeidung von Berührungen! Beim österreichischen Bundeskanzler heißt das einfach so: „Jeder soziale Kontakt ist einer zuviel.“

Die Süddeutsche Zeitung bezeichnete das Wort „Verhältnismäßigkeit“ als Wort des Jahres. Eigentlich ist es ein juristischer Begriff, der im Jahr der Pandemie in die Alltagssprache eingegangen ist. Die Coronamaßnahmen betreffen uns alle, so dass jede von uns einen Sinn dafür entwickelt, ob das nicht doch zu weit geht, was uns da zugemutet wird. Wir haben ein Gespür für die „Verhältnismäßigkeit“ bekommen. Manch gestrichene Veranstaltung, manch ausfallendes Konzert, finde ich „unverhältnismäßig“!

Unser Wortschatz lässt sich auch noch aus anderen Aspekten betrachten: z.B. „eingewanderte Wörter“ und „gestorbene“

Wörter, Redensarten und der ganze Bereich der Etymologie.

Es gibt ein nettes, kleines Buch:

„*Eingewanderte Wörter - Von Anorak bis Zombie*“ (ISBN 3-8321-9978-8).

Es nimmt den Leser mit auf Reisen zu den Ursprungsorten der Wörter, die uns heute so deutsch vorkommen wie Mülltrennung oder Socken. Es wird sehr deutlich: Unsere vertraute Muttersprache ist viel globalisierter, als wir denken. Ich wähle einige Wörter aus, aber eigentlich sind alle ca. 130 sehr interessant.

„ABENTEUER“ - die Frau Aventure ist im „Parzival“ die Muse des Erzählers Wolfram von Eschenbach und ist weiblich wegen ihres altfranzösischen Ursprungs. Erst im Barock wurde das Wort zu einem Neutrum und lässiger gebraucht als im Mittelalter, als es „wunderbare Begebenheit“ oder „glücklich überstandenes Wagnis“ bedeutete. Heute kann es auch negativ gemeint sein.

„ANORAK“ – dieses Kleidungsstück wurde an einem Ort erfunden, wo man warme und wasserfeste Kleidung gut gebrauchen konnte: bei den Robbenjägern in Grönland. Es stammt aus dem Westgrönländischen und wurde in Deutschland erstmals 1888 in einem Text gedruckt. Erst in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde der Anorak Bestandteil der Jugend- und Skimode.

„BUNGALOW“ - dieses Wort für ein flaches Wohnhaus stammt aus der nordindischen Sprache Hindustani und heißt da „bangla“. Die Engländer übernahmen es um das Jahr 1900 für ein flachgebautes, westliches Haus. Ins Deutsche kam es erst nach 1945.

„DOLMETSCHER“ - das osmanisch-türkische Wort *dilmac* wurde schon im 13. Jahrhundert als *tolmetzer* ins Mittelhochdeutsche entlehnt. Es kam vermutlich auf dem Umweg über slawische Sprachen nach Böhmen und in die deutsche Sprache.

„ERZ“ - dieses Wort für ein metallhaltiges Mineral ist wahrscheinlich vor mehr als 2000 Jahren von den Etruskern gekommen, geht auf die Stadt Aritim (Arezzo) zurück und war althochdeutsch *aruz*.

„GLETSCHER“ - aus Schnee entstandene Eismasse -, das Wort kommt im 16. Jahrhundert aus dem Rätoromanischen „*glatscher*“, vielleicht aus lateinisch *glacium* (Eis). In einem naturkundlichen Buch von 1679 wird das Wachsen der Gletscher als Bedrohung beschrieben, während uns heute das Schrumpfen Sorgen macht.

„RODELN“ - stammt ebenfalls aus dem Rätoromanischen. Erst um 1900 kam das Wort ins Standarddeutsche mit dem Aufkommen des Wintersports. Die Herkunft des Wortes ist etwas rätselhaft. Vielleicht hängt es mit dem ladinischen „*ir a rodella*“ = hinunterkollern“ zusammen.

„SCHMUSEN“ - im Jiddischen, seiner Ursprungssprache, ist dieses Wort negativ! Es bedeutete ursprünglich „leere Reden führen, Unsinn schwatzen“. Daraus wurde in der allgemeinen Umgangssprache der Sinn „liebkosten“. Den „Schmusekurs“ zwischen politisch entgegengesetzten Gruppen, die sich vorübergehend verbünden, nennt man seit den 1980er Jahren so.

Gestorbene Wörter vom „Wortfriedhof“ (Dudenverlag) sind „Wort-Schätze“, die von einer früheren Welt zeugen. Wer kennt sie noch? Hier nur einige Beispiele: Maulschelle, Kurzweil, Damenbekanntschaft, Landpartie, Sommerfrische, Frisierkommode. Zur Vorführdame sagt man heute Model und zum Backfisch Teenie. Niemand weiß noch, was eigentlich ein Blaustrumpf ist, und was könnte eine Entwarnungsfrisur sein? Ein Mitgiftjäger wäre vielleicht noch zu verstehen, aber ein Pomadenhengst?

Leider kann ich all die schönen altmodischen oder vergessenen Wörter nicht mehr aufzählen, die mir viel Spaß machen. Der Artikel wird zu lang! Und die „Sprichwörtlichen Redensarten“ (Lutz Röhrich: Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten) muss ich für ein nächstes Mal aufheben.

Im Anfang war das Wort

Ulrich Heinen

*Im Anfang war das Wort,
und das Wort war bei Gott,
und das Wort war Gott.
Im Anfang war es bei Gott.
Alles ist durch das Wort geworden,
und ohne das Wort wurde nichts,
was geworden ist.
(Joh. 1,1-3)*

Dieser neutestamentliche Text weist ebenso wie der alttestamentliche Bericht von der Erschaffung der Welt (Gen. 1,1-5) darauf hin, dass erst die Sprache die Welt erschafft, die Dinge werden erst durch ihre Benennung zu Dingen, die Realität wird erst dadurch „wirklich“, dass wir sie benennen. Ein Stuhl ist erst dann ein Stuhl, wenn wir ihn „Stuhl“ nennen. Sprache ist das Medium, das uns befähigt, uns die Welt anzueignen.

Ich werde benannt, also bin ich

Sprache steht am Anfang jeder Biografie. Bevor wir selbst sprechen können, bekommen wir einen Namen, sprechen Menschen zu uns, leiten uns an, aus unbestimmten Lauten Worte zu formen, deren Sinn und Bedeutung zu verstehen und sie selbst anzuwenden. Dabei entsteht Sprache durch Nachahmung und Anleitung über einen langen Zeitraum. In der kindlichen Entwicklung geht der Name dem Ich voraus, Kleinkinder benennen sich selbst zuerst in der dritten Person.

Sprache verbindet

Sprache fördert die Bindung von Menschen zueinander. Wir nennen die erste Sprache, die wir lernen, nicht umsonst „Muttersprache“. Die gemeinsame Sprache verbindet und grenzt zugleich gegen „Anderssprechende“ ab, sie erfüllt damit eine gruppenbildende Funktion.

Erst die Sprache macht uns zu sozialen Wesen

Reisen wir etwa im Urlaub in ein Land, dessen Sprache wir nicht sprechen, können wir kaum mit den Menschen in Kontakt treten, vor allem nicht wirklich kommunizieren. Die gemeinsam gesprochene und verstandene Sprache schafft

erst die Möglichkeit des Austausches, der Verständigung und der Organisation des Zusammenlebens: Regeln und Normen entstehen über den sprachlichen Diskurs, über Erwartungen und Bedürfnisse Einzelner und Gruppen und die sprachliche Fixierung in Formulierungen, die von allen verstanden werden. Ohne Sprache keine „Zehn Gebote“, keine Gesetzestexte. Ein beredtes Beispiel dafür, was aus menschlicher Organisation wird, wenn die „gemeinsame Sprache“ fehlt, liefert uns wiederum die Bibel in ihrem Bericht vom Turmbau zu Babel.

Sprache wird als Grundlage von Kultur angesehen. Ohne Sprache bleibt menschliches Leben unbenannt und unbestimmt. Und das Wissen einer Generation stirbt mit den Menschen, wenn es nicht sprachlich weitergegeben wird.

Wir träumen in Bildern, aber wir denken in Sprache. Wollen wir uns mit anderen über unsere inneren Bilder, Gefühle, Gedanken austauschen, brauchen wir dafür Worte.

Wie soll ich wissen, was ich denke, bevor ich es ausgesprochen habe?

Die Systemtheoretiker beschreiben den Menschen als autopoetisches System: Er steuert sich selbst, indem er mit sich selbst „spricht“. Gedanken, die sprachlich formuliert werden, wirken suggestiv auf den zurück, der sie äußert. Erst die sprachliche Formulierung macht die Gedanken wirksam. Daraus entstehen Haltungen, Überzeugungen, Entscheidungen. Auch das Selbstbild eines Menschen entspricht dem, was er über sich selbst sagt.

Wer sprechen kann, ist klar im Vorteil

Wissenschaftler haben ermittelt, dass der heutige Homo Sapiens (also wir alle) in seinem Erbgut etwa drei Prozent Neandertaler-Gene mit sich trägt. Dies weist darauf hin, dass sich der aus Afrika eingewanderte Homo Sapiens mit dem in Westeuropa lebenden Neandertaler vermischt, diesen aber schließlich verdrängt habe. Dies wiederum begründen dieselben Wissenschaftler auch damit, dass der Homo Sapiens die weiter entwickelte Sprache und Sprachfähigkeit besessen habe. Und diese Sprachfähigkeit habe es ihm ermöglicht, sich rascher und gezielter an

die vorgefundenen Lebensbedingungen anzupassen.

Sprachfähigkeit und Sprache entscheiden also über den Fortbestand einer Art und über die Möglichkeiten des Einzelnen, sein Leben und sein Lebensumfeld zu gestalten.

Aus: „Auf Draht“, Zeitschrift der Telefonseelsorge Deutschland, 2015

Kirchensprache

Christa Herrmann

Das Christentum ist keine Schrift- sondern eine Verkündigungsreligion. Nicht schriftlich fixierte (Lehr)Sätze, sondern in Worte gefasste und ausgesprochene Erfahrungen bilden die Grundlage unseres Glaubens. Nicht bedeutungslos ist die Glaubensaussage, dass Jesus das Mensch gewordene Wort Gottes ist. Doch dieses Wort will und soll der Mensch immer wieder neu zur Sprache bringen, und zwar innerhalb einer Vielfalt von Sprachen je nach Raum, Ort und Zeit. Sprache ist nichts Statisches, kein unveränderliches Regelwerk, sondern Sprache ist lebendig und ist Entwicklungen, Erfahrungen und Kommunikation unterworfen. Nur so ist es zu erklären, dass es eine Vielzahl von Sprachen und Dialekten gibt. So bereichernd eine Sprachenvielfalt sein kann, so führt sie doch ebenso zu Missverständnissen, Nichtverstehen und Spaltung. Das ist in der Sprache der Religion nicht anders als in der Alltagssprache oder in der Sprache von Politik und Gesellschaft.

Auch zur Zeit Jesu waren in Israel unterschiedliche Sprachen präsent. Man geht heute davon aus, dass Jesus zwar vor allem Aramäisch gesprochen hat, dass ihm aber auch Hebräisch und Griechisch vertraut waren.

Das, was Jesu Verkündigung damals wie heute so packend und aktuell macht ist, dass er keine Lehrsätze verkündet hat, sondern dass er vor allem eine Bildersprache bevorzugte. In lebens- und alltagsnahen Gleichnissen spricht er von Gott, vom Reich Gottes, vom ewigen Leben, von Gericht usw. Diese Bilder sind zeitüberdauernd und lassen sich in allen Sprachen ins Wort

bringen. Und sie lassen sich auch sinngemäß in andere Kulturen und sich wandelnde Lebensverhältnisse übertragen.

Doch nach Jesu Tod und Auferstehung hat sich neben dieser Verkündigungspraxis und Verkündigungssprache Jesu schon bald auch eine Kirchensprache herausgebildet, die nicht selten der Gefahr erlegen ist, Sinn und Inhalt früherer Aussagen nicht in Worte und Begriffe gegenwärtiger Zeit und Kultur zu übertragen, sondern sie an die damals geltenden Worte und Begriffe zu binden. In Glaubensverkündigung und Liturgie begegnen wir nicht selten solchen Worten, mit denen wir uns schwertun und die unserem Glauben und auch unserem Weltbild nicht mehr entsprechen.

Solche Worte und Aussagen sind z. B.:

- Erbsünde,
- zur Sühne für unsere Sünden,
- Sühnetod,
- Opfer,
- Opfertod,
- Lamm Gottes usw.

Das Gottesbild, das diesen frühchristlichen und alttestamentlichen Begriffen zu Grunde liegt, widerspricht dem Bild des liebenden Vaters, das Jesus uns z. B. im Gleichnis vom verlorenen Sohn vermittelt hat. Der Opferbegriff, der in unserer Liturgiesprache noch sehr prägend ist, ist außerdem aus evangelischer Sicht ein Hindernis auf dem weiteren Weg hin zu einer gemeinsamen Mahlfeier. Es ist eigentlich überfällig darauf hinzuweisen, dass solche Begriffe und Aussagen den theologischen Erkenntnissen und dem heutigen Glaubensverständnis entsprechend angepasst werden sollten.

Ähnliches gilt für die Aussage, dass Gott Person ist. Immer noch wird mit diesem Begriff die menschliche Person assoziiert. Doch je weiter die wissenschaftliche Erkenntnis in Bezug auf die unermessliche Größe des Universums, auf die Zeitdimension von mehr als 13 Milliardenjahren seit dem Urknall voranschreitet, umso unwahrscheinlicher wird das Bild Gottes in den Dimensionen menschlicher personaler Vorstellungen. „Der Dialog (mit den

Naturwissenschaften) hat immer auch Auswirkungen auf die Theologie. Der Dialog zwingt uns zu unterscheiden, was in unserer Theologie wirklich Lehre von Gott ist und was zeitbedingte Vorstellungen sind.“ ((Anselm Grün/Michael Grün: Gott und die Quantenphysik, Herder 2018, S.74). Wie müssen wir Gott als Person heute weiterdenken und zur Sprache bringen?

„Gott begegnet uns als die alles umfassende Liebe und die unbegreifliche Unendlichkeit und zugleich als Person, die uns – wie der evangelische Theologe Paul Tillich es beschreibt – unbedingt angeht. Gott kann mich ansprechen in seinem Wort. Er spricht mich auch an in der Unendlichkeit und Größe des Kosmos.“ (ebd. S. 92) „Wir beten zu Gott als Person. Wir richten uns an ein Du, ein Gegenüber. Doch dieses Du ist unsagbar und unbegreiflich. Es ist der unendliche und unfassbare Gott.“ (ebd. S. 93) Wenn wir begreifen, dass das, was wir menschliche Person nennen nur ein kleines, schwaches, fehlerbehaftetes Abbild der Person Gottes ist, dann können wir unbeschadet Gott als Person benennen und bekennen, wohl wissend, dass die göttliche Person unsere bildliche Vorstellungskraft unendlich übersteigt.

Zeitbedingte Vorstellungen in unserer Glaubens- und Liturgiesprache erkennen und sie in heutige Vorstellungen und Erkenntnisse sprachlich übertragen, das ist eine dringende Aufgabe, der sich auch unsere Kirchenleitung stellen sollte. Es gibt Gott sei Dank Priester, die diese Verantwortung erkannt haben und die immer wieder zu Hochgebeten in neuer Sprache greifen. Doch noch geschieht das am Rande der Legalität. Umso wichtiger ist es, dass wir als Glaubensgemeinschaft mit daran arbeiten, unseren Glauben in heutigen Bildern und Erfahrungen zur Sprache zu bringen.

Sprache

Ellen Fluhr

Sprache ist für mich nicht nur das Thema der jetzigen Heliandkorrespondenz, für die mich die Redaktion um einen persönlichen Beitrag bat. Sprache ist eigentlich mein Thema schlechthin

seit meinem Deutsch-Englisch-Französisch Studium.

Dieses war für mich der Beginn vieler Entdeckungen und Erkenntnisse mit und durch Sprache. Spracherwerb und Sprachvermittlung sind der rote Faden, der sich durch mein Leben zieht.

Ich entdeckte beim Studium meine Muttersprache: ihre Entstehung, ihre Entwicklung, ihre Variationsvielfalt in ihren Dialekten, ihre Verbreitung in den literarischen Zeugnissen.

In der Literatur wurde und wird durch Jahrhunderte Welt und Leben eingefangen und damit gesichert für die Nachwelt. Mit der französischen Sprache und mit der englischen Sprache eröffneten sich mir weitere, neue Kulturkreise, die ich bei vielen späten Reisen vertieft kennenlernen konnte.

Die Sprachvermittlung wurde zu meinem Beruf als Lehrerin.

Das spannendste Erlebnis mit der Sprache aber war das Sprechenlernen meiner drei Söhne. Wort für Wort achtete ich auf die Richtigkeit in der Aussprache, auf genaues Erfassen der Bedeutung und auf korrekte Anwendung. Mit jedem neuen Wort und dessen Bedeutungsinhalt erweiterte sich der Gesichtskreis der Kinder in der sie umgebenden Wirklichkeit. Und so entstand sukzessive ihr Weltbild, ihre Welt-Habe. Denn es gilt wohl: Es existiert für mich nur das, was einen Namen hat. Ludwig Wittgenstein sagte einmal: „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt“.

Dieser Sprachbegleitungsprozess (und die Erziehung allgemein) erforderte meine 10jährige intensive Präsenz bei den Kindern (bei Inkaufnahme eines Karriereknicks in der Schullaufbahn).

Ehrenamtlicher Sprachunterricht brachte mir viele bereichernde Begegnungen mit Menschen aus vielen Ländern – bis heute.

Und bis heute ist das WORT bei meiner versuchten Gottesannäherung von existentieller Bedeutung.

Johannes eröffnet sein Evangelium: Im Anfang war das WORT und das WORT war bei Gott und Gott war das WORT.

Was passiert hier? Da gibt Gott eine Selbstaussage. Er übersetzt sich selbst – als den Unfassbaren, der er ist – in eine für uns Menschen fassbare Form, indem er sich offenbart als Mensch, in Jesus, seinem Sohn. Gott konkretisiert sich, damit wir eine Richtung haben, ihn zu erahnen...

„Sprache ist das ABC der Integration“

Reinhild Singer

Ein Interview mit Reinhild Essing

*Reinhild Essing unterrichtet seit 2016 an der Volkshochschule Warendorf Migrant*innen in der deutschen Sprache. Sie gibt Integrations- und Alphabetisierungskurse. Ich habe sie gefragt, warum der Erwerb von Sprachkompetenzen für ihre Schüler*Innen so wichtig ist.*

Reinhild, kannst du kurz erklären, wen du mit welchen Zielen unterrichtest?

Ich gebe seit 2016 Integrationskurse für Migranten, die das Sprachniveau B1 erreichen wollen. Das benötigen sie für eine unbefristete Aufenthaltsgenehmigung. Die meisten Teilnehmenden haben nur wenige Vorkenntnisse, einige können Englisch, die meisten sprechen Arabisch. Mein erster Kurs war extrem gemischt: da saßen ein Chinese und ein Amerikaner, Menschen aus Afghanistan, Russland, Syrien,... Auch das Bildungsniveau war sehr unterschiedlich, vom Rechtsanwalt bis zur Hausfrau mit vier Schuljahren. Seit diesem Herbst unterrichte ich einen Alphabetisierungskurs. Hier treffe ich vor allem Frauen, die auch in ihrer Muttersprache weder Lesen noch Schreiben gelernt haben, aber es jetzt mit der deutschen Sprache versuchen.

Ich kann mir nicht vorstellen, wie man das schaffen kann – weder als Lernende noch als Lehrerin.

Das ist auch alles andere als einfach. Ich habe selbst eine weitere Fortbildung besucht, bevor ich mich an diese Aufgabe gewagt habe. Das Konzept für diesen Kurs ist, dass wir den 600 Unterrichtsstunden für den Spracherwerb 300 weitere Einheiten für das Schreiben und Lesen vorschalten. Am Ende können auch die Teilnehmenden dieses Kurses das Niveau B1 erreicht haben.

Wir haben da nicht so strenge Vorgaben und können uns nach dem Tempo der Gruppe richten. Es ist unrealistisch anzunehmen, dass wirklich alle Lesen und Schreiben lernen werden. Ich glaube aber, dass allein die Teilnahme am Kurs und jede Kleinigkeit, die sie in ihren Alltag mitnehmen, gerade den Frauen zu mehr Selbstbewusstsein und Selbstständigkeit verhilft.

Aber wie geht das konkret? Du verstehst sie nicht, sie dich nicht. Wie geht das?

Durch Vormachen – Nachsprechen zum Beispiel. „Ich heiße Reinhild. Wie heißen Sie?“ Das versteht eigentlich jede und jeder, genauso die Frage „Ich komme aus Deutschland. Woher kommen Sie?“. Das Sichbekanntmachen funktioniert ja in den meisten Kulturen gleich. Und so tasten wir uns langsam voran, fragen uns gegenseitig, verbessern und helfen uns. Die größte Kunst ist die, Langeweile zu vermeiden. Wir müssen vieles immer wieder üben, damit es wirklich hängenbleibt – die Teilnehmenden können es ja nicht nachlesen. Da habe ich großen Ehrgeiz, mir immer wieder etwas Neues auszudenken. Wir hocken in der Woche an vier Vormittagen über Stunden zusammen, also muss ich auch für ein bisschen Entertainment sorgen, um die Leute bei der Stange zu halten.

Lernst du deine Schüler*Innen eigentlich persönlich kennen?

Das ist tatsächlich schwierig, weil ich am Anfang nichts von ihnen weiß. Manchmal erzählt ein Sozialarbeiter mir etwas, aber das hat schon aus Gründen des Datenschutzes sehr enge Grenzen. Und die Teilnehmenden selbst können mir zumindest zu Anfang nichts erzählen. Darum ist es ja so wichtig, dass sie die deutsche Sprache lernen. Damit ihnen die Kontaktaufnahme und Beziehungen mit deutschsprechenden Menschen

möglich werden. Kommunikation ist der wichtigste Bindestoff für unser Gesellschaftssystem, und der steht ihnen ohne Sprachkompetenzen nicht zur Verfügung. Wenn man so will, ist Sprache das eigentliche ABC der Integration.

Hand aufs Herz – wie groß sind deine Erfolge bei diesen Bemühungen?

Wie willst du das messen und vergleichen? Ich unterrichte viele Frauen, die nie in die Schule gegangen sind. Sie haben nie auf die Weise gelernt, wie es bei uns praktisch jedes Kind tut – Verstehen, Behalten, Abstrahieren, Anwenden. Ich habe gelernt, dass sich das Gehirn dadurch ganz anders entwickelt und sich im Erwachsenenalter nicht mehr so leicht auf diese Art des Lernens einstellen kann. Wir können uns wahrscheinlich gar nicht vorstellen, welche Kraftanstrengung das Schreiben- oder Lesen-Lernen für diese Frauen bedeutet. Andere haben zwar Schulbildung genossen, sind aber durch ihre aktuelle Situation oder durch Fluchterfahrungen so in Anspruch genommen, dass sie sich auf das Lernen der Sprache nicht konzentrieren können. Ich hatte eine Frau im Kurs, deren jüngstes Kind bei der Oma in Marokko lebt und sich mit jedem Monat der Trennung weiter von ihr entfremdet. Die kann sich einfach nicht mit dem deutschen Genitiv befassen.

Steht wirklich auch Grammatik auf dem Stundenplan?

Natürlich. Ohne ein Grundverständnis für die Sprachstruktur erfasst man sie nur oberflächlich. Aber es ist eigentlich überflüssig, den Genitiv zu lernen, wenn selbst Muttersprachler ihn nicht mehr verwenden. Damit hat noch keiner einen Behördenstreit für sich entschieden. Insgesamt sind

die Ansprüche an die Kurse, was das Sprachniveau betrifft, meines Erachtens zu hoch. Vor allem fehlt die Übung. Meine Schüler*Innen bräuchten Gelegenheit, das Gelernte im wirklichen Leben anzuwenden. Dazu müssten sie sich mit Deutschen unterhalten, aber das klappt schon ohne Corona kaum. Weil die Kontaktmöglichkeiten selten und die Hemmungen groß sind – auf beiden Seiten.

Trotzdem: Was gewinnen die Teilnehmenden mit ihrem mehr oder weniger erfolgreichen Kursabschluss?

Wenn es gut läuft, sind sie in der Lage, ihr Leben stärker selbst zu gestalten. Die sogenannte „Teilhabe am gesellschaftlichen Leben“ beginnt ja nicht erst, wenn jemand eigenes Geld verdient und ins Theater gehen kann. Bei meinen SchülerInnen geht es darum, ob sie unbegleitet zu einer Behörde, zum Arzt oder auch nur zum Einkaufen gehen können. Den richtigen Bus finden, das Preisetikett lesen, nach einer anderen Größe fragen – die einfachsten Dinge können darüber entscheiden, ob man sich als Fremder oder als Teil des Ganzen erlebt. Es macht mir darum vor allem Freude, wenn ich sehe, dass sie Selbstbewusstsein gewinnen und ihnen mein Kurs Erfolgserlebnisse beschert. Ermutigung ist das Zauberwort – und natürlich Geduld, Geduld, Geduld.

Dann wünsche ich dir davon besonders viel und sage danke für das Gespräch!

B1-Sprachniveau: B1 bezeichnet eine Stufe des Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmens (GER), der vom Europarat erarbeitet wurde. Er bildet die gemeinsame Basis für Sprachkurse, Lehrwerke und Zertifikate und ermöglicht ihre Vergleichbarkeit. Der GER ist in drei Level (A, B, C) und jedes Level wiederum in zwei Stufen gegliedert. Eine Übersicht über die auf den einzelnen Stufen vermittelten Kenntnisse und Fertigkeiten finden sich z.B. im VHS-Programm.

Informationen zu **Integrationskursen** (Inhalt und Ablauf, Teilnahme und Kosten, Abschlussprüfungen usw.) finden sich auf der Website des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge (BAMF) unter folgendem Link:

<https://www.bamf.de/DE/Themen/Integration/ZugewanderteTeilnehmende/Integrationskurse/integrationskurse-node.html>

Von Sprachen, Missverständnissen und Integration

Miriam El Annabi

Seit mehreren Jahren beschäftige ich mich intensiv mit dem Thema Deutsch als Zweitsprache und habe als freiberufliche Lehrerin mittlerweile tagtäglich mit der Vermittlung der deutschen Sprache zu tun. Im Unterricht mit Lernenden aus aller Welt wird mir immer wieder deutlich, wie unterschiedlich Sprachen sein können: Oft nutzen verschiedene Sprachen nicht einfach andere Laute oder Wörter, um dasselbe auszudrücken, sondern jede einzelne Sprache bringt auch eine ganz eigene Perspektive und einen anderen Blick auf die Welt mit sich. Um den Sinn hinter den für meine SchülerInnen oft komplizierten Sätzen und Formulierungen zu verstehen, hilft ein Wörterbuch nicht immer weiter. Das zeigt sich besonders deutlich, wenn es um Redewendungen geht. Noch vor wenigen Tagen habe ich erlebt, wie einer meiner Schüler verzweifelt versuchte zu verstehen, was es heißt, „jemandem etwas in die Schuhe zu schieben“. Nach einigem Bemühen und Erklärungen meinerseits folgte dann das Aha-Erlebnis, und er erklärte mir im Gegenzug, dass man in Kamerun stattdessen „jemandem etwas auf den Rücken klebt“. Und so ähnlich sieht es bei den allermeisten Redewendungen aus: Auf Italienisch werden „Kohl und Kartoffel“ und nicht „Äpfel mit Birnen“ verglichen, und wenn man auf Deutsch „in den sauren Apfel beißen“ muss, dann wird auf Norwegisch ein „Kamel verschluckt“. Wie unterschiedlich Sprachen sein können, habe ich persönlich besonders eindrücklich erfahren, als ich vor einigen Jahren begann, die arabische Sprache zu lernen. Ich hatte nicht nur in der Schule vorher bereits drei andere Fremdsprachen gelernt, aber die Erfahrung, sich in einer Sprache zurecht finden zu müssen, die nicht nur bei der Schreibrichtung, sondern auch bei so vielen anderen Aspekten ganz anders ist als die deutsche, war völlig neu für mich. Durch diese Erfahrung habe ich nicht nur vor Grundschulkindern, die das Alphabet lernen, sondern ganz besonders vor Lernenden, die es im Erwachsenenalter wagen, sich auf ein neues Land mit einer fremden Sprache einzulassen, den

größten Respekt. Meine Erfahrungen aus dem Arabischkurs helfen mir aber auch ganz konkret bei meiner eigenen Unterrichtsgestaltung: Ich habe begriffen, wie wichtig und hilfreich ganz besonders für Erwachsene eine vergleichende Anknüpfung an ihre jeweilige Sprache ist und bemühe mich seither, mich über die Sprachen meiner SchülerInnen so gut es geht zu informieren und immer wieder Vergleiche auf sprachlicher, aber auch auf kultureller Ebene einzubeziehen. Eine Sprache bringt schließlich immer auch die damit verbundene Kultur und Weltansicht zum Ausdruck. Manche Gedanken und Wörter lassen sich zum Beispiel kaum übersetzen, weil es in anderen Sprachen einfach keine wirklich passende Entsprechung gibt. So habe ich beispielsweise schon bei mehreren SchülerInnen erlebt, dass deutsche Worte wie „Fernweh“ oder „Engelsgeduld“ schlicht nicht übersetzbar sind – und andersherum genauso: Das japanische Wort „tsundoku“ zum Beispiel entspricht in etwa der Bedeutung „ungelesene Bücher, die sich zu Hause stapeln“ und ist genauso schwer zu übersetzen wie der tschechische Begriff „prozvonit“, der es beschreibt, jemanden auf dem Handy anzurufen, aber nur einmal klingeln zu lassen, damit der Angerufene dann zurückruft. Für andere Begriffe gibt es zwar Übersetzungen, doch die dahinterstehenden kulturellen Traditionen und Praktiken können zu Missverständnissen führen. So wundert sich mein marokkanischer Mann auch nach fünf Jahren in Deutschland immer noch über das Konzept von „Seniorenresidenzen“, was sicherlich damit zusammenhängt, dass der Umgang mit älteren Menschen in Marokko sehr von Respekt geprägt ist und die Großeltern oder andere Verwandte in der Regel im Haus der Familie wohnen. Ich wiederum erwische mich im Alltag gelegentlich immer noch dabei, mich über seine Angewohnheit zu ärgern, verbindlichen Zusagen mit einem eingeschobenen „vielleicht“ aus dem Weg zu gehen – auch wenn ich mittlerweile gut einschätzen kann, wann damit „ja“ und wann „nein“ gemeint ist. Diese indirekte Art, mit

Fragen und Terminen umzugehen, ist Teil der arabischen Kultur und spiegelt sich eben auch sprachlich wider: Seit ich mir klargemacht habe, dass dieses „vielleicht“ vielmehr als das deutsche Pendant zum arabischen „in’shallah“ (so Gott will) zu verstehen ist, fällt es mir leichter, mich nicht mehr darüber zu ärgern. Andersherum kann aber auch die „deutsche“ Direktheit zu Missverständnissen führen. Marokkanisch sozialisierte Menschen lehnen in der Regel aus Höflichkeit mindestens ein- oder zweimal ab, wenn man Essen oder Getränke anbietet, und greifen erst bei der dritten Nachfrage zu. Wenn die deutschen Gastgeber nun jedoch nur ein- oder vielleicht zweimal etwas anbieten, kann das schnell zu Unzufriedenheit auf beiden Seiten führen. Aber wenn man die jeweils anderen Traditionen kennt, kann man zum Glück eine Lösung finden, bei der am Ende alle satt und zufrieden sind. Und was besonders schön ist: Man kann über solche Dinge sprechen und so lernen, sich – nicht nur sprachlich – gegenseitig besser zu verstehen. Ich selbst habe in den letzten Jahren sowohl mit meinen SchülerInnen als auch privat immer wieder die Erfahrung gemacht, dass von einem solchen Austausch immer beide Seiten profitieren. Und nicht zuletzt kann es dabei helfen, auch als in Deutschland lebende, deutschsprachige Person, die Sprache des Gegenübers in ihren Grundzügen zu lernen oder ihr wenigstens mit Offenheit und Interesse zu begegnen. Das erlebe ich auch im Unterricht mit meinen SchülerInnen immer wieder, die sich auch im Erwachsenenalter noch sehr darüber freuen, wenn ihre Sprachen einen Platz im Sprachkurs finden.

Auch wer nicht sprechen kann, hat viel zu sagen ...

Hildegard Singer

Ich arbeite an einer Förderschule mit dem Schwerpunkt Geistige Entwicklung in NRW. An unserer Schule befinden sich Kinder und Jugendliche mit einer geistigen Behinderung, von denen ca. 30 % nicht oder nur schwer verständlich verbal kommunizieren können. Zu sagen haben aber alle etwas!

Da ist Mirko, der außer „Ja“ und „Nein“ nichts sagt, dafür aber ein sehr gutes Sprachverständnis hat. Er nutzt zum „Sprechen“ einen „Talker“, einen tablet-Computer mit Sprachausgabe, auf dem er seine Wünsche und Bedürfnisse äußert. Auf dem tablet befindet sich die App „metatalk“ (Abb.1), in der bis zu 5000 Wörter abgespeichert sind, die über kleine Piktogramme / Symbole ausgewählt werden können. Der Nutzer kann damit kurze Zwei-Wortsätze wie z.B. „Bitte Brot“, aber auch komplexe, grammatikalisch korrekte Sätze bilden, die von dem Gerät gesprochen werden. Mirko beteiligt sich damit im Unterricht, kommentiert das Geschehen (da kommt auch schon mal „blöde Kuh“), wählt beim Mittagessen aus den Speisen aus und streitet sich mit seinen Mitschülern – ein ganz normales Kind eben. Immer wieder ergeben sich im Unterricht Situationen, in denen er eine neue Aussage treffen möchte. Schnell wird mit den Lehrerinnen die passende Tastenkombination gesucht – und schon kann er es selbst „sagen“.

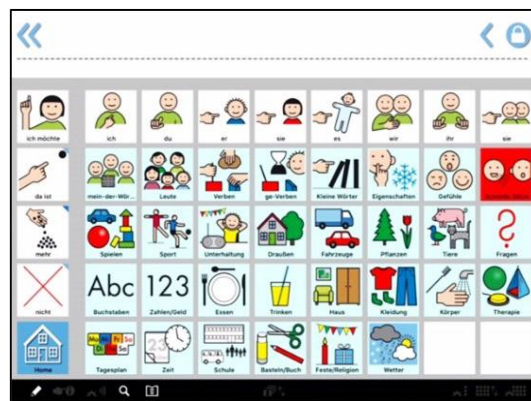


Abb. 1

Da ist Ahmed, ein Junge mit Down-Syndrom, der eine extrem verwaschene Aussprache hat und kaum verstanden wird. In der Schule werden Gebärden verwendet, die unterstützend zur Lautsprache genutzt werden. Ahmed kann sich darüber neue Wörter erschließen und mit Hilfe des motorischen Gedächtnisses besser merken. (Für die Abspeicherung eines neuen Begriffes erhält das Gehirn die Informationen nicht nur auditiv über die gesprochene Sprache, sondern auch visuell und sensomotorisch, indem die Gebärde gesehen und selbst imitiert wird. V.a. die eigene Bewegung, d.h. die Durchführung

einer Gebärde erleichtert die Merkfähigkeit.) Er kann sich jedoch auch mit Hilfe der Gebärden selbst besser verständlich machen. Schon bei so manchem Mittagessen konnte er damit verhindern, dass statt des von ihm geliebten Stück Fleisch die verhassten Möhren auf seinem Teller landeten....

Da ist Felix, der lupenrein Kinderlieder und die Texte von TV-Serien vorsingt und -spricht, jedoch noch nicht verinnerlicht hat, dass Sprache auch zur Kommunikation genutzt werden kann. So rezitiert er ganze Strophen von Liedern, spricht jedoch nicht, um seine Wünsche zu äußern. Mithilfe von Bildkarten kann er aus mehreren Angeboten etwas auswählen. Statt also schreiend auf dem Boden zu liegen, weil niemand versteht, dass er mit den Autos spielen möchte, zeigt er nun auf das entsprechende Foto.

All diese Schüler wollen etwas mitteilen, können dies aber nicht über gesprochene Sprache. Sie werden in ihren kommunikativen Ausdrucksmitteln durch verschiedene Formen der Unterstützten Kommunikation (UK) unterstützt, die von „sehr elementar“ (Körpersprache) bis „hoch komplex“ („Talker“) reichen können. Dabei ersetzt UK nicht die individuelle Art der Kommunikation, sondern ergänzt diese.

Nicht nur Kinder und Jugendliche, die eine Förderschule besuchen, nutzen UK. Daneben gibt es auch weitere Bereiche, in denen die Kommunikation über gesprochene Sprache erschwert ist: Schlaganfallpatienten, die Wortfindungsstörungen haben oder nur vereinzelte Worte sprechen; Erkrankte, die die Muskeln des Sprechapparates nicht kontrollieren können; fremdsprachige Menschen, die die ersten Wörter Deutsch erlernen Auch für sie können Methoden der UK hilfreich sein, um sich mit ihrer Umwelt zu verständigen.

Alle Menschen haben ein Bedürfnis nach Kontakt und Kommunikation – es geht nur eben nicht immer über Lautsprache. Einfache Körperzeichen (ein Kopfnicken für „Ja“), Gebärden (wie z.B. aus der Deutschen Gebärdensprache, die gehörlose Menschen nutzen), Bilder, Symbole und Piktogramme (wie z.B. die allgemein üblichen Zeichen für

„Toilette“, „Aufzug“ oder „Ausgang“) zum Auswählen und technische Hilfsmittel (wie einfache „sprechende Tasten“ (Abb.2) mit einer einzelnen Aussage oder komplexe „Talker“, s.o.) bieten eine Vielzahl von Methoden und Formen der Kommunikation, die eine selbstbestimmte Teilhabe an der Gesellschaft erleichtern.



Abb. 2

Sprache – ein Thema am Familientisch

Mathilde Pirzer-Hartmann

Sprache spielte in unserer Familie schon immer eine Rolle, vor allem, wenn es um Bezeichnungen ging. Wir sprechen miteinander hochdeutsch mit unterschiedlichem Akzent, Sprachmelodie und Wortwahl. Mein Mann hatte eine ostpreußische Mutter und einen hessischen Vater, er verbrachte seine frühe Kindheit in Ost- und Westpreußen. Nach dem Krieg zog die Familie in die Heimat des Vaters (Limburg), und mein Mann hat als Achtjähriger ganz schnell den einheimischen hessischen Dialekt gelernt. Ich bin in einer oberpfälzischen Kleinstadt aufgewachsen, ich habe, wie alle, Dialekt gesprochen. Hochdeutsch lernte ich in der Schule. Unsere Kinder beherrschen das Unterfränkische unseres Wohnorts Alzenau, das zum Mittelränkischen gehört. Es ist also klar, dass Wortschatz und Sprachgebrauch mitunter differieren und Anlass zu Gesprächen geben.

Beim Mittagessen gibt es zum Beispiel Blaukraut oder Rotkohl oder Rotkraut mit Knödeln oder

Klöß. Meine Schwiegermutter verwendete zum Kochen reichlich Schmand, ich nehme Rahm, das süddeutsche Wort für Sahne. Beim Bäcker kaufen wir in Alzenau Weck, für mich sind das Semmeln, für meinen Mann Brötchen. Fleisch und Wurst gibt es beim Metzger und nicht beim Fleischer. Als Kind war ich der Meinung, dass der Tischler nur Tische herstellt wie im Tischlein deck dich, denn bei uns gab es nur den Schreiner, der alle Möbel machte. Auch Tiere werden unterschiedlich benannt: Das Huhn heißt auch Henne (bayrisch) oder Hinkel (fränkisch und hessisch); das Pferd ist ein Ross oder ein Gaul.

Hier wird noch Dialekt gesprochen. Bezeichnungen sind manchmal schwer zu verstehen, vor allem, wenn man neu zugezogen ist. Wer weiß schon, dass „Grumbern“ Kartoffeln (bzw. Erdäpfel) sind und „Gummern“ Gurken? Als eine Schülerin mir begeistert erzählte, dass ihr Opa „Scheef“ habe, musste ich mehrmals nachfragen, es waren Schafe. Man geht hier (wie in Hessen) in die „Kearsch“ (Kirche). Man isst Äbbel und trinkt Äbbelwoi (wie in Frankfurt), ich sage natürlich Äpfel und Apfelwein. Grund ist die sogenannte „Apfel-Appel-Linie“, die in der Nähe unseres Wohnorts durch den Spessart verläuft: Auf der einen (südlichen) Seite gibt es den Äpfel, auf der anderen (nördlichen) den Appel. Ursache ist die hochdeutsche Lautverschiebung von p>pf.

Eine Besonderheit des Bayerischen sind Artikel, die vom Hochdeutschen abweichen. Man sagt *der* Butter, *das* Teller, *das* Monat, **der** Radio, *das* Tunell (Betonung auf der letzten Silbe). Hier in der Gegend heißt es *die* (statt der) Bach.

Lustig fanden wir oberpfälzer Schüler, dass face im Englischen Gesicht bedeutet, im Oberpfälzischen aber Füße – ausgesprochen wie das englische face. Mit dem „ou“ hatten wir keine Schwierigkeiten, denn Oberpfälzer sind berühmt für ihre vielen „ou“, zum Beispiel Bou (Bub), Schou (Schuh), wou (wo).

Zuletzt ein beliebter Witz über das Oberpfälzische. Wie kann man einen Oberpfälzer zum Bellen bringen? Man sagt: „Freibier gibt's“. Er fragt: „Wou? Wou?“

Literatur

Walter Homolka: Der Jude Jesus – Eine Heimholung

Beatrix Albrecht

Als ich in einer Anzeige den Titel des Buches „Der Jude Jesus - Eine Heimholung“ las, wurde mir – überraschend – das Jude-Sein Jesu bewusst. Denn seit Baby-Beinen „weiß“ ich: Er gehört doch uns Christen, ist Christus. Ich wollte erfahren, was es mit der „Heimholung“ auf sich hat.

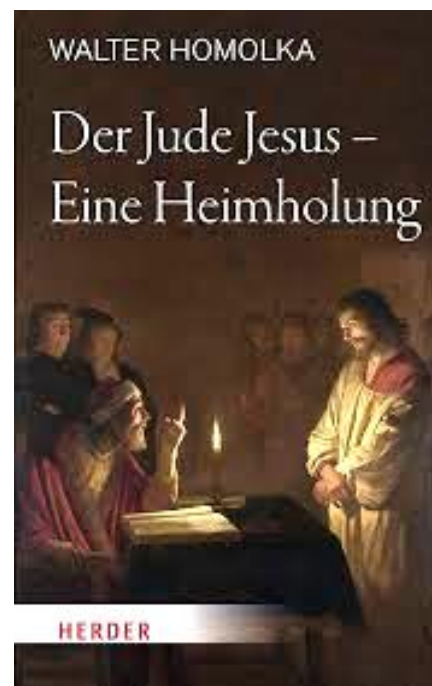
Der Autor, Walter Homolka PhD, geb. 1964 in Landau an der Isar, studierte u.a. in London am Leo Baeck College und am King's College. Er war Landesrabbiner von Niedersachsen und ist nun Rektor des von ihm mitgegründeten Abraham Geiger-Kollegs, des ersten Rabbinerseminars in Deutschland seit dem Holocaust, außerdem ordentlicher Universitätsprofessor für jüdische Religionsphilosophie der Neuzeit seit an der School of Jewish Theology der Universität Potsdam.

Die deutsche Erstveröffentlichung im Juni 2020 des bereits in der 3. Auflage vorliegenden Buches fußt auf der englischen Veröffentlichung des Autors von 2015 und der polnischen Ausgabe von 2019, die aktualisiert und erweitert wurden.

Auf die Frage, warum er sein neues Buch Christian Stückl, dem Spielleiter der Oberammergauer Passionsspiele, gewidmet habe, antwortete Rabbiner Homolka: „Ihm verdanken wir Passionsspiele ohne christlichen Antijudaismus. Er hat sie hin zu einer ausgewogenen Darstellung innerjüdischer Konflikte erneuert.“

Christian Stückl, übrigens geborener Oberammergauer, sagte Anfang des Jahres im Zusammenhang mit den Vorbereitungen für seine vierte Inszenierung der Passionsspiele dem Berliner „Tagesspiegel“: Der „Konflikt Christus

gegen Juden hat sich (noch 1987, als er die Spielleitung übernahm) in der ganzen Darstellung gezeigt, Jesus als erster Christ, der mit Petrus seine neue Kirche aufbaut, und die Juden machen das zunichte. Bei uns in der Inszenierung ist Jesus immer mehr Jude. Jesus war Jude.“



„Die Heimholung Jesu als Anstoß für die Christliche Theologie“ überschreibt der Wiener Theologieprofessor Jan-Heiner Tück sein Geleitwort zu den Ausführungen Homolkas. Er hebt dort hervor, das II. Vatikanum habe das Verhältnis zum Judentum auf eine neue Grundlage gestellt: Das ehemalige Nebeneinander und teilweise Gegeneinander von Juden und Christen habe durch die Dialogbemühungen seit dem Konzil in ein „tragfähiges und fruchtbares Miteinander“(Art.

10) mit einer wechselseitigen Lernbereitschaft überführt werden können. Die jüdische Jesus-Forschung, die Leben und Wirken Jesu im Galiläa der Zeitenwende situiert, sei ein wichtiges Korrektiv gegen eine geschichtsvergessene christliche Theologie.

Walter Homolka beschreibt, wie sehr die Auffassungen zu Jesus aus jüdischer Sicht sich im Verlauf der Jahrhunderte unterscheiden. So zeigt er in seinem Überblick, dass schon im rabbinischen Judentum Jesus von Nazareth polemisch verzeichnet wird - die Lehre Jesu als „höchst anstößig und als jüdische Häresie“ (S.29) eingestuft wurde, während die Christen den Juden vorwarfen, „den Glauben Israels und seine göttlich anerkannte Tradition verraten zu haben.“(S.28)

In seiner Übersicht beschäftigt er sich mit wichtigen Vertretern der jüdischen Jesus-Rezeption aus Literatur und Kunst sowie aus der Wissenschaft und zitiert aus deren Werken. Zu den eindrucksvollsten Literaten zählt er Amos Oz. Wenn Amos Oz sich zunehmend zu christlichem Antijudaismus oder zu Jesus äußere, trete er damit in die Fußstapfen seines Großonkels Joseph Klausner (1874 - 1958), Professor für Hebräische Literatur und Religionswissenschaftler an der Jerusalem Universität. Das ausgewählte Zitat erfasst wiederum einen der Schwerpunkte der Arbeit des Autors, in dem ich meine, oben angeführte Reaktion auf den Titel des Buches wiederfinde: „Onkel Joseph sagte...: ‘Wann immer du eine Kirche oder ein Kreuz siehst, sieh ganz genau hin, denn Jesus war einer von uns, einer unserer großen Lehrer, einer unserer bedeutendsten Moralisten, einer unserer größten Visionäre.’ Ich fragte Onkel Joseph: ‚Jesus soll kein Christ sein? Aber hat er denn nicht das Christentum begründet?‘ Und ich werde nie sein nachsichtiges Lächeln vergessen, wenn er mir mit einfachen Worten seine Auffassung erklärte: ‚Jesus wurde schließlich nicht von einem Priester in einer Kirche getauft, oder? Niemals, sein ganzes Leben nicht‘, so Onkel Joseph, ‚ist er zur Beichte gegangen. Er hat sich nie bekreuzigt, nicht ein einziges Mal; es gab nie einen Grund dafür. Was für ein Christ soll er also gewesen

sein? Außerdem hat er nie Weihnachten gefeiert – kann er da Christ gewesen sein?“(S.21).

Die Bedeutung der jüdischen Wissenschaftler, die ab dem 19. Jahrhundert die historisch-kritische Methode für sich entdeckten und ein neues Interesse an der Gestalt Jesu entwickelten, hebt der Autor hervor. Dieser historische Jesus stehe einerseits kontrovers zwischen Judentum und Christentum, andererseits könne er das Bindeglied zwischen beiden darstellen. Wesentlich sei für die jüdische Forschung wie auch für Kunst und Literatur gewesen, gegenüber der Dominanz des Christentums, einem selbstbewussten und eigenständigen Judentum Gehör zu verschaffen und aus einer untergeordneten Position in die Rolle eines Gesprächspartners auf Augenhöhe hineinzuwachsen.

Für die Gegenwart hofft der Autor, vielleicht sei nun die Zeit gekommen, in der die Christen und ihre Kirchen in der Lage seien, in einer neuen Christologie, in Respekt vor dem Judentum, von Jesus zu sprechen und dabei ernst zu nehmen, dass Jesus ganz aus dem Judentum heraus zu verstehen ist, weil er ganz im Judentum beheimatet war.

Dem Leser bieten die Kapitelüberschriften des Inhaltsverzeichnisses eine Orientierungshilfe: Jesusbilder von der Antike bis zur frühen Neuzeit; spätere jüdische und christliche Leben-Jesu-Forschung; jüdische Ansätze zur Leben-Jesu-Forschung in der Moderne; der jüdische Jesus als Herausforderung für die christliche Theologie.

Zum Schluss möchte ich Christoph Marksches, evangelischer Theologe und Professor für Antikes Christentum, als qualifizierten Leser zitieren, dem ich mich anschließe:

„In diesem Buch findet man präzise Informationen zu einem zentralen Thema und kluge Vorschläge für einen neuen jüdisch-christlichen Dialog über Jesus von Nazareth auf Augenhöhe. Nachhaltige Lese-Empfehlung!“

Literatur

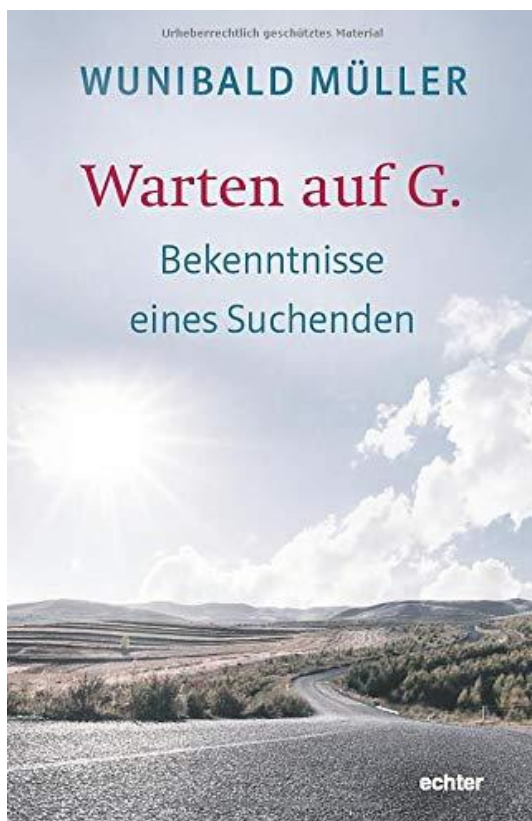
Walter Homolka: Der Jude Jesus – Eine Heimholung

Geb. Ausgabe Juni 2020, € 22,00
Verlag Herder, Freiburg

Weitere Leseempfehlung

Wunibald Müller: Warten auf G. Bekenntnisse eines Suchenden

Die Frage, ob es Gott wirklich gibt oder ob wir uns nicht etwas vormachen, kommt Wunibald Müller immer wieder in den Sinn. Bei einem Aufenthalt im Kloster Tabgha am See Genezareth beschließt er, diesen Fragen nicht mehr auszuweichen, er will ihnen auf den Grund gehen. Er überlegt, was geschieht, wenn er seinen Zweifeln nachgibt und den Gedanken zulässt, dass es Gott nicht gibt. Er beschließt, offen zu sein, zu warten auf G. – auf Gott?



Er erinnert sich an Begegnungen mit gläubigen Menschen, aber auch mit Atheisten. Er denkt über seine eigenen Gottesbilder nach, reflektiert über sein Verhältnis zur Kirche, zur Theologie, über die Gottesfrage in der Theologie. Das Leben am See Genezareth regt ihn an, über den historischen Jesus nachzudenken, wie der als

Wanderprediger hier lebte und lehrte. Er reflektiert über den Auferstandenen, den Christus des Glaubens. Am Ende seiner Zeit in Israel hat er sich entschieden, seine Zweifel, ob es Gott gibt, zuzulassen: „Ich kann Gott da lassen, wo er ist, kann auch mein Verlangen nach ihm zulassen.“

Im zweiten und dritten Teil des Buches beschreibt er seine Glaubenserfahrungen nach der Heimkehr und seine Erfahrungen während einer lebensbedrohlichen Krankheit: „Und da geschah so Vieles, Überraschendes, Spannendes, Aufwühlendes. Die Zeit des Wartens kam zu ihrem Ende, als ich mit Herz-OP und >Dunkle-Nacht-Erfahrung< immer tiefer, ins Bodenlose, fiel, um nach einer Phase totaler Finsternis in einem leisen Erahnen – von was, von G.? – einem neuen Morgen entgegengehen zu können.“

Das ist ein Buch für gläubige Menschen, für Zweifelnde und Suchende. Wunibald Müller lässt uns teilhaben an seiner Suche und Auseinandersetzung, das kann helfen, eigene Erfahrungen zu reflektieren, Antworten zu finden.

Das ist ein „meditatives“ Buch, man muss es langsam lesen, weitersinnen, nachdenken.

Mathilde Pirzer-Hartmann

Literatur

Wunibald Müller: Warten auf G.
Bekenntnisse eines Suchenden

TB, 2. Auflage 2020, € 16,90
Echter Verlag, Würzburg

Redaktionsschluss

Redaktionsschluss für das Heft 2/2021 ist am **01. April 2021** (Nachrichten am **20. März 2021**), Nachrichten, d. h. Termine, Berichte, Personalien, bitte weiterhin ausschließlich schicken an:

Karin Veit
Buchgasse 3
60311 Frankfurt
Tel. 069 463422
E-Mail: veitkarin@t-online.de

Leserbriefe

zum Artikel „Religiöse Erfahrungen in der Corona-Krise“ HK 3/2020

Liebe Christa,

der Anlass für meinen Brief ist folgender, er bezieht sich auf Nr. 3 der HK 2020 und Deinen Beitrag „Religiöse Erfahrungen in der Corona-Krise“.

Du beschreibst die Bedeutung von Religion in unserer Gesellschaft: „wir sehen uns doch wohl immer noch als eine vorwiegend christlich geprägte Gesellschaft“. Hier muss man doch m.E. entscheidende Unterschiede zwischen West und Ost anmerken. Als gelernte DDR-Bürgerin kann ich die Gesellschaft schon sehr lange nicht mehr so sehen. Zwar suchte und fand ich in meinem Leben viele Christen, doch ist das kein Abbild der Gesellschaft mehr, denn Freunde sucht man sich im Leben selbst.

Zunächst fand ich die Haltung vieler Bischöfe auch hilflos und ängstlich. Sie hatte so etwas von vorauseilendem Gehorsam. Doch inzwischen hat die Kreativität auf allen Ebenen sehr schöne Ergebnisse hervorgebracht.

Aber gar nicht einverstanden war ich mit Deiner Meinung zu Bischof Feige von Magdeburg. Ich kenne ihn etwas und habe ihn im Oktober im Rahmen eines Besuches mit einem Kirchengeschichtskreis in Magdeburg wieder gehört. Die Frage bzw. Forderung nach Gottesdiensten bezeichnet er als Partikularinteresse. Ich muss ihm zustimmen, denn lt. Statistik gibt es in seinem Bistum nur 3% Katholiken, davon sind sicher eine ganze Reihe keine Praktizierenden mehr. Da wirkt der weltumspannende Auftrag etwas befremdend, denn die Glaubensgemeinschaft gibt es dort meist nur in sehr kleinen Gemeinden, die überaltert sind. So ist die Bedeutung von Sport- oder Kultur

vereinen im Ansehen der Gesellschaft sehr viel größer.

Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an eine Lehrerin meiner Kinder, die schon vor 40 Jahren sagte „es gibt Leute, die gehen noch in die Kirche...“

Ich denke, wir können an die Gesellschaft keine anderen Forderungen stellen, denn auch in weiten Teilen der noch mehrheitlich christlichen Gesellschaft ist diese sehr „säkular“ geworden.

Vielleicht kommen wir doch einmal ins Gespräch...

Ganz herzlich grüßt Dich

Ursula Hassler, Dresden

Diesen Wunsch nach einem Austausch über dieses wichtige Thema teile ich. Je länger die jetzige Situation dauert, umso mehr stellt sich mir die Frage nach Bedeutung und Relevanz von Glauben und Religion in unserer Gesellschaft: Was bedeutet es, wenn die Zahl der praktizierenden Christinnen und Christen immer kleiner wird? Welche Bedeutung und welchen Stellenwert geben wir selber unserer Glaubensgemeinschaft in dieser Gesellschaft? Ist der gemeinsame Gottesdienst, das gemeinsame Gebet wichtig für uns als Glaubensgemeinschaft auch und gerade in solch einer Situation? Sind wir als Glaubensgemeinschaft auf uns zentriert oder haben wir einen Auftrag und damit auch eine Bedeutung in und für die Welt?

Es wäre sehr schön, wenn der Leserbrief ein Anstoß für eine lebhaftere Diskussion zu diesen und weiteren Fragen wäre. Über viele Zuschriften würden wir uns sehr freuen und danken Ursula Hassler für ihre kritische Stellungnahme.

Christa Herrmann im Namen der Redaktion

Aktuelles

Bericht zur ZdK -Vollversammlung 2020

Im November 2019 gingen wir nach der ZdK-Vollversammlung mit viel Hoffnung auf den Start des Synodalen Weges zum 1.Advent 2019 auseinander, und der Beginn dieses Weges im Januar 2020 in Frankfurt gestaltete sich gut, vom „guten Geist in Frankfurt“ war die Rede. Ich freute mich auf unsere Jahreskonferenz, wo uns eine Synodale berichten wollte, und ich war voller Vorfreude auf die ZdK-Vollversammlung im Frühjahr, um von den von uns entsandten Mitgliedern in den Synodalen Weg Informationen zu hören, wie sie das Miteinander wahrnehmen, wie sich der Prozess tatsächlich gestalten lässt.

Und dann kam das Virus, unser aller Leben wurde und wird reichlich davon beeinflusst, auch unsere Heliand-Treffen und Konferenzen fanden nicht statt, und so war es keine Überraschung, dass auch die Vollversammlung des ZdK im Mai ersatzlos gestrichen wurde.

Schon im Sommer gab es die klare Entscheidung: Die Herbstvollversammlung findet ausschließlich digital statt. Eine digitale Versammlung mit weit über 200 Teilnehmenden, Berichten, Austausch, Antragsdiskussionen und dann auch noch datenschutzkonformen und geheimen Abstimmungen! Wie sollte das bloß funktionieren?

Die Geschäftsstelle des ZdK in Bonn war, glaube ich, auch sehr angespannt, ob alles klappen kann. Ich wartete gespannt auf das Format, auf die entsprechenden Anleitungen, kaufte mir zum PC eine neue Bildschirmlinse und auch einen Kopfhörer, weil es so empfohlen wurde. Auch wenn ich sowohl in beruflichen wie auch in privaten Kontexten zwischenzeitlich immer wieder digitale Sitzungen und Treffen mitgestaltet hatte, diese Sitzung konnte ich mir nur schwer vorstellen. Vorteil einer solchen Vollversammlung: Ich musste nicht anreisen, ich konnte in meinem eigenen Bett schlafen, aber mehrstündige Sitzungen am PC und keine echten Begegnungen?

Die Unterlagen und die Tagesordnungen sahen aus wie immer, zu viel an Inhalt in zu wenig Zeit...aber alle bekamen per Post ein kleines Überraschungspäckchen mit Bezug zu einzelnen Tagesordnungspunkten, die Vorfreude stieg. Leider ließ der Sitzungsverlauf es dann doch nicht zu, die Süßigkeiten „gleichzeitig“ zu öffnen, denn der TOP zum Umzug nach Berlin mit einer Tüte „Ampelmännchen“ und der nächste Katholikentag in Stuttgart mit einem süßen „Maultäschle“ aus Schokolade und Nugat fielen der total aus dem Ruder laufenden zeitlichen Planung zum Opfer, geschmeckt haben sie mir trotzdem.

Dann kamen die mehrseitigen Erläuterungen zum Anmelden in den digitalen Räumen - ja Plural! - mit personalisiertem Zugang. Zum Glück gab es die Möglichkeit, vorher an Probeläufen teilzunehmen. Das war dringend notwendig, jedenfalls für mich, und ich bewunderte die Geduld der digitalen Lotsen aus der Geschäftsstelle, sodass ich dann im eigentlichen Sitzungsverlauf keine Probleme mit der Anmeldung in mehreren Räumen gleichzeitig, mit Rednerlisten, mit geheimen Abstimmungen, Anträgen zur Geschäftsordnung usw. hatte, andere schon!

Ehe ich noch kurz zu den eigentlichen inhaltlichen Punkten komme, mein Resümee: Es war in den Tagen bei uns allen ein Lernprozess zu spüren, wie gestalte ich meinen Redebeitrag ohne „Publikum“, wie verhindere ich Missverständnisse bei Antragsformulierungen, wie schnell muss ich abstimmen, sonst ist das Tool schon wieder geschlossen usw.

Aber es lief besser, als ich es mir vorgestellt hatte, die Diskussionen waren lebendiger, die Redebeiträge meistens kürzer und prägnanter, die digitalen Abstimmungen funktionierten nach Anfangsschwierigkeiten gut, und ein Vorteil dieses Formates: Das Auszählen übernimmt die Maschine, und so ist das Ergebnis schnell da. Auch sehr wichtig: Die klare, gelegentlich auch

strenge und das Wort entziehende Moderation durch das Präsidium tat gut.

Aber: Das Zeitmanagement des Präsidiums war eine klare Fehleinschätzung, die Versammlung als Souverän hat dann die Tagesordnung auch noch ordentlich durcheinandergewirbelt, und es kam, wie es kommen musste: Wir wurden beim besten Willen nicht fertig! Die Vollversammlung am 20. und 21.11. konnte nicht beendet werden, ein Novum in der Geschichte der VV, die Sitzung wurde nur „unterbrochen“ und zu einem späteren Zeitpunkt fortgeführt. Also trafen sich die Mitglieder am 17.12. noch einmal zu einer 4-stündigen digitalen Sitzung, bis dann die Vollversammlung offiziell für beendet erklärt werden konnte.

Und trotzdem ist es nur eine notgedrungene Alternative zur „echten“ Sitzung, denn es ist extrem anstrengend so viele Stunden am Stück auf den Bildschirm zu schauen und konzentriert zu bleiben, am Freitag waren es mit nur 45 Minuten Mittagspause insgesamt 9 Stunden, und es fehlten immer wieder die Begegnungen, der Austausch über das Gehörte, und all die nonverbalen Reaktionen! Ob die nächste Vollversammlung im April in Frankfurt wohl „in echt“ stattfindet? Ich wünsche es mir sehr, bin aber noch sehr skeptisch.

Noch kurz und unvollständig zur inhaltlichen Arbeit: Wie üblich trafen sich schon am Vorabend die Mitglieder aus den katholischen Organisationen. Hier wurde intensiv über den Synodalen Weg beraten, es kam viel Unmut über die Strukturen einer „Blase“ zum Ausdruck, aber noch viel mehr die Sorge, wie der Prozess mit all den Problemen intern, extern und durch Corona weitergehen kann. Außerdem waren wir uns schnell einig, dass es einen Antrag auf Änderung der Tagesordnung geben muss, um die vorliegenden inhaltlichen Anträge überhaupt gut zu diskutieren und nicht erst am Samstag kurz vor Schluss, sowie der Vorschlag, den Initiativantrag aufgrund der Ereignisse in Köln „Ursachen erkennen – Verantwortung übernehmen – Konsequenzen ziehen“ unbedingt inhaltlich zu überarbeiten. Eine kleine engagierte Gruppe hat das dann in der Nacht auch noch getan!

Unterbrochen wurde diese Sitzung mit einer kurz zuvor einberufenen digitalen Zusammenkunft aller Mitglieder, offen blieb - jedenfalls für mich - warum: Dann eine überraschende persönliche Erklärung von Bischof Dr. Stefan Heße, dass er sein Amt als geistlicher Assistent im ZdK mit sofortiger Wirkung ruhen lässt, bis die Vorgänge in Köln geklärt sind.

Der Freitag startete mit dem Antrag zur Änderung der Tagesordnung, und gegen den Wunsch des Präsidiums setzte sich die Mehrheit der Versammlung durch und beschloss, den Anträgen mehr Zeit und andere Orte zur Diskussion zu geben...damit war der Zeitplan dahin!

All die inhaltlichen Punkte lohnt es sich auf der Homepage des ZdK nachzulesen, wie in klarer und pointierter Form den Bericht zur Lage von Prof. Dr. Sternberg und auch die in der Nacht fast komplett neu geschriebene Erklärung in Form eines Initiativantrages „Ursachen erkennen – Verantwortung übernehmen – Konsequenzen ziehen“. Es geht darin leider immer noch und wieder um das Thema der sexualisierten Gewalt als strukturelles Problem in der Kirche und – auch tagesaktuell – um die Frage der Übernahme von Verantwortung bei Versagen in der Aufklärung. Hier hat die inhaltliche Diskussion um die richtigen Formulierungen sehr viel Zeit verschlungen, war aber dringend notwendig!

Erwähnen möchte ich auch die lesenswerte Einführung und die veröffentlichte Erklärung zu „Nein zu Hass und Hetze – Christen und Muslime gemeinsam gegen Islamfeindlichkeit“ von Frau Prof. Dr. Anja Middelbeck-Varwick und Frau Dr. Hamideh Mohagheghi. Ich empfehle die Lektüre eindringlich, und der Austausch dazu war ein sehr guter mit berechtigtem Lob an die Verfasser*innen im Gesprächskreis „Christen und Muslime“ beim ZdK.

Es folgte eine spannende Diskussion mit anschließender Abstimmung über den Antrag des BDKJ für mehr politische Mitbestimmungsmöglichkeiten junger Menschen, in dem es inhaltlich um die Herabsetzung des Wahlalters ging.

Und wie schnell konnten wir digital in Brasilien sein, als Bischof Bernhard Johannes Bahlmann OFM, aus Óbidos uns live zugeschaltet wurde und mit uns ins Gespräch kam zur „Außenperspektive auf den Synodalen Weg“ und uns bestätigte, dass wir mit den Themen nicht allein dastehen!

Und dann war klar, trotz der Streichung von Berichten, die schriftlich kommen werden, dass das Thema „Synodaler Weg“ nicht mehr stattfinden konnte! Auch die Tagesordnungspunkte zum geplanten „Umzug nach Berlin“ und zur „Konzeption des ZdK“ wurden gestrichen. Daher dann der Beschluss: Fortführung der Konferenz am 17. Dezember am frühen Abend. Hier als TOP fast ausschließlich der Synodale Weg. Dieser noch einmal fast 4 stündige Abend begann mit einer inhaltlich und persönlich sehr guten Einführung von Frau Karin Kortmann, anschließend berichteten die Vorsitzenden (jeweils im Team) aus den Synodalforen über den Stand der jeweiligen Arbeit: Claudia Lücking -Michel zu „Macht und Gewaltenteilung in der Kirche – Gemeinsame Teilnahme und Teilhabe am Sendungsauftrag“, Stefan Buttgerit zu „Priesterliche Existenz heute“, Frau Prof. Dr. Dorothea Sattler zu „Frauen in Diensten und Ämtern in der Kirche“ und Birgit Mock zu „Leben in gelingenden Beziehungen – Liebe leben in Sexualität und Partnerschaft“. Es folgte eine lange und lebendige Aussprache unter den Teilnehmenden zu den Erwartungen und Hoffnungen an den Synodalen Weg, zu Fragen nach dem Verständnis eines „geistlichen Weges“, zu

kirchenrechtlichen Möglichkeiten, anstehende Beschlüsse auch mit Leben vor Ort zu füllen und, und...Ich wollte zuhören, mitdenken und gleichzeitig mitschreiben. Irgendwann merkte ich, dass ich nur noch zuhörte, mich als Rednerin beteiligte, aber nicht mehr mitgeschrieben habe. Jetzt schreibe ich aus der Erinnerung, was mir als Ergebnis unserer Beratungen bleibt: Wie kann der Synodale Weg in die Breite gehen, im Bewusstsein der Gläubigen ankommen, ...das scheint nach unseren Wahrnehmungen nicht zu gelingen, während die offizielle Kirche, insbesondere in einzelnen Bistümern und auch in Rom sehr kritisch und genau hinhört?

Mich würde interessieren, wie ihr das wahrnehmt, persönlich und in euren Gemeinden vor Ort. Schön wäre es, wenn es uns im Heliand gelingt, wie eigentlich geplant, bei einer unserer nächsten Konferenzen oder einem Treffen eine Synodale direkt zu hören.

Adelheid Singer-Luschka



Welt verändern

Sei überzeugt, dass Gott im geistlichen Leben mehr auf die Schönheit deiner Sehnsucht achtet als auf perfektes Handeln. Mühe dich, deine gute Sehnsucht in die Tat umzusetzen; geh so vor, als würde alles von dir abhängen, aber ohne dich zu entmutigen, wenn du dann merkst, dass du nichts geschafft hast. Hab große Projekte, aber halte dir bei der Umsetzung im Bewusstsein, dass die grundlegende Dimension unseres Handelns die Gnade Gottes ist; und die Gnade Gottes wird dir von seiner Seite her niemals fehlen.

Es ist ein großer Irrtum zu denken, dass wir nichts tun können, ein noch größerer, uns einzureden, dass unsere Unachtsamkeit, unsere Fehler, unsere Undankbarkeit, unser ständiges Entgegenen gegen den Willen Gottes ein großes Hindernis sei und die Gnade Gottes unserem guten Willen von heute nicht helfen würde. Gott lässt sich an Großzügigkeit niemals übertreffen. Wenn du also heute großzügig bist – du wirst entdecken, dass es auch Gott mit dir ist.

Migel Agostin Pro SJ



Aus aller Welt

Das Jahr 2020 war wegen der Corona-Pandemie für die Entwicklungszusammenarbeit ein schwieriges Jahr. Geplante Vorhaben konnten häufig nicht, wie vorgesehen, durchgeführt werden. Das gilt generell, aber auch für die Projekte, denen der Heliand im Jahr 2020 verbunden war. In vielen Projekten hat die Ernährungssicherung eine neue Bedeutung bekommen, weil die Armen und extrem Armen in den Ländern des globalen Südens von den Auswirkungen der Corona-Pandemie und den Mobilitätseinschränkungen besonders betroffen sind. In zahlreichen Entwicklungsländern sind Verdienstmöglichkeiten weggefallen, so dass die Armen sich nicht mehr ernähren können. In drei der vier vom Heliand geförderten Projekte spielt daher auch die Ernährungssicherung eine Rolle, wobei dennoch auf Nachhaltigkeit durch Förderung von Familien- oder Seniorengärten bzw. der Hühner- und Schweinezucht für die Eigenversorgung der Projektteilnehmer/innen geachtet wird.

Im vergangenen Jahr konnte der Heliand, Dank der Spendenbereitschaft von Heliand-Frauen und Freunden, vier weltkirchliche Projekte in Algerien, Guatemala, Südafrika und Tansania mit einem Gesamtbetrag von € 18.800,00 fördern. Zusätzlich sind verschiedene Ordensschwestern direkt unterstützt worden.

Ich bin sehr froh, dass wir alle Jahre - und eben auch im vergangenen - mehrere kleinere Entwicklungsvorhaben haben fördern können. Herzlichen Dank für alle Unterstützung des weltkirchlichen Engagements des Heliand im Jahr 2020 und auch für das Interesse an der Entwicklungszusammenarbeit.

Christel Wasiek

Information aus den Projekten

Hühner für Mangaka und Nyangao/Tansania:

Die Arbeit in der Pfarrei Mangaka, wo 100 armen Frauen jeweils zwei Hühner als Grundlage für familiäre Hühnerhaltung gegeben werden, hat begonnen. Auch in Nyangao hat man angefangen, die Ställe zu bauen. Wir werden in der nächsten Heliand-korrespondenz hoffentlich mehr berichten können.

Wir hatten angestrebt, im Rahmen des „Hühnerprojekts“ in Mangaka 25 Frauen mit einem Betrag von € 1.500,00 zu fördern, ebenso wie das Projekt in Nyangao. Die konkreten Spenden haben für eine Hilfe in dieser Höhe nicht ausgereicht, wir konnten den Betrag jedoch mit freien Spenden aufstocken, so dass der Tansania-Hilfe Braunschweig bereits der Betrag von € 3.000,00 zur Verfügung gestellt wurde. Wir wären aber für weitere Spenden dankbar.

Alte Menschen in Cantel/Guatemala:

Seit Mai 2020 kann wegen der Corona-Pandemie nicht die eigentliche Seniorenarbeit durchgeführt werden, sondern es sind an die mehr als 100 alten Menschen monatlich Lebensmittelpakete verteilt worden, das letzte mit einem kleinen Weihnachtsgeschenk am 22. Dezember. So wichtig die Ernährungshilfe auch ist, die Verantwortlichen im Verein Le K'AT haben die Idee nicht aufgegeben, dass die Arbeit mit Senioren/innen mehr sein sollte, und der Verein tut einiges dafür.

Im November hat eine junge Frau, die ehrenamtlich in der Seniorenarbeit engagiert ist, angefangen, mit alten Frauen Interviews über ihr Leben zu führen. Sie spricht und schreibt K'iche und übersetzt die Interviews ins Spanische. Die Texte sollen später für den Unterricht genutzt werden und sind, in kleinem Rahmen, ein Zeitdokument. Die zwei bisher ins Spanische übersetzten Interviews konnte ich lesen und bin vom schweren Leben der Frauen beeindruckt. Genug essen zu können, war immer ein

Problem. Die Gespräche finden wegen Corona im Freien statt und werden fortgeführt.



Beim ersten Kurs für biointensiven Gemüseanbau helfen die Männer beim Ausgraben einer Grube, die dann mit gehacktem Pflanzenmaterial aufgefüllt wird. Die oberste Schicht ist Erde mit Kompost und Tierdung vermischt.

Nach einem Austausch mit dem Verein Le K'AT sind die Senioren/innen eingeladen worden, Gemüsegärten bei ihren Häusern anzulegen, damit sie einen eigenen Beitrag zu ihrer Ernährung leisten. 27 Senioren/innen haben sich angemeldet und sind am Mitmachen sehr interessiert. Mitte Dezember fand bereits das erste Treffen mit einer Gruppe statt, bei dem den Senioren/innen, zum Teil begleitet von Familienangehörigen, gezeigt wurde, wie man ein Beet nach biointensiven Richtlinien herrichtet, und erklärt, wie auf kleinem Raum mehr produziert werden kann. Es wird mit kleinen Gruppen gearbeitet und außerdem findet eine Begleitung auf den Familiengrundstücken statt. Die jetzige Jahreszeit eignet sich für das Pflanzen von kälteresistentem Gemüse. Damit

ist angefangen worden, so dass auch bald geerntet werden kann.



Die Frauen pflanzen unter Anleitung von Hugo Cortez, dem zuständigen Mitarbeiter des Vereins, Zwiebelstecklinge.

Die Förderung des biologischen Gemüseanbaus macht in der Pandemiezeit die Verteilung von Lebensmitteln nicht überflüssig, gibt aber den alten Menschen und ihren Familienangehörigen eine neue Möglichkeit, sich besser zu ernähren.

Mit der Spende des Heliand in Höhe von € 6.000,00 kann die Seniorenarbeit umfangreich gefördert werden. Herzlichen Dank

Frauenarbeit und Familiengärten in Südafrika:

Sr. Angelika Laub setzt schon seit Jahren all ihre Kraft in die Förderung von Frauen und Familien in Südafrika. Sie hat uns geschrieben, dass sie und

die Mitarbeiter/innen von Ecohope hoffen, die schwere wirtschaftliche Krise, verschlimmert durch die Corona-Pandemie, zu überstehen.

Bei den Berichten von Sr. Angelika beeindruckt mich immer wieder, wie sie die konkrete Hilfe – Anlage von Familiengärten zur Verbesserung der Ernährung – mit der Seminararbeit für Frauen zur persönlich-spirituellen Entwicklung und politischen Aufklärung verbindet. Es geht um mehr als um die Ernährung.

Ich freue mich sehr, dass der Heliand Sr. Angelika im Jahr mit insgesamt € 8.500,00 helfen konnten. Sie bedankt sich sehr herzlich für unsere Hilfe.

Werkstatt und Ausbildungszentrum für Frauen in Algerien:

Auch Algerien ist von der Corona-Pandemie betroffen. In Larbaa-Nath-Iraten gibt es Tote und Covid-19-Patienten im Krankenhaus. Es gab Mobilitätseinschränkungen und bis einschließlich Juli einen Lockdown. Sr. Elisabeth Herkommer hat uns geschrieben, denn sie war in diesem Sommer nicht in Deutschland, dass die Werkstatt, trotz großer Hitze, im August arbeiten und die bestellten Decken, Tischläufer u. ä. herstellen konnte. Im November haben sie es auch geschafft nach Bejaia, vier Autostunden entfernt, zu fahren, um die Bestellungen auszuliefern und Ware zu verkaufen. Sr. Elisabeth und die Mitarbeiterinnen waren froh über die Einnahmen, weil die Frauen in der Werkstatt dadurch einen Verdienst hatten. Leider haben wegen der Pandemie keine Weihnachtsmärkte stattgefunden, die normalerweise gute Verkaufsmöglichkeiten bieten. Erfreulicherweise ist Sr. Elisabeth jedoch mit Bestellungen nach Hause gekommen, so dass die Frauen weiter Arbeit und Einkommen haben. Die Ausbildung kann zur Zeit nicht stattfinden.



Stickmuster auf einem Tischläufer

Sr. Elisabeth hat uns davon berichtet, dass sie die Zeit nutzen möchte, um die Bibliothek für die Stickmodelle zu gestalten und dafür fehlt das Geld. Auf die Stickmustersammlung sollen die Handwerkerinnen zugreifen können. Sie sind zudem Kapital und Ausdruck der kunsthandwerklichen Qualität der Werkstatt.



Produktanhänger des Zentrums

Gleichzeitig ist es nötig, die Kollektion zu erneuern, die schon oft gezeigt wurde. Sie besteht aus ungefähr 40 Modellen: Kinderkleidern, Ensembles für das Fest der Beschneidung, Schals und Dreiecktücher, Tischdecken und -läufer, Bettdecken, Burnussen sowie langen und kurzen Kleidern. Für die Arbeit der nächsten Jahre sollte eine neue Kollektion, wieder orientiert an der Berbertradition, zusammengestellt werden. Die angefertigten Modelle bleiben Teil der Kollektion, die

einzelnen und als Ganzes der interessierten Kundschaft gezeigt werden. Die Kosten sind eine Investition für die Zukunft.

Der Heliand hat Sr. Elisabeth bereits € 1.300,00 für Anschaffungen für die Bibliothek und die Anfertigung einer neuen Kollektion bewilligt, ist aber noch auf Spenden angewiesen.

Fotos über Cantel vom Verein Le K'AT, die übrigen Texte und Fotos Christel Wasiek

Ziehe mich zu dir

Wenn irgendwo auf der Welt Heimat wäre für immer,
wir gingen alle dorthin.

Wir würden nicht fragen, was es kostet,
welche Mühe es macht, wie lange es dauert.

Wenn irgendwo auf der Welt Heimat wäre für immer,
wir gingen dorthin über sieben Meere,
über sieben Berge und sieben Ströme.

Wir würden dem Stern folgen und alles auf eine Karte setzen.

Wenn irgendwo auf der Welt Heimat wäre...

Aus: Nun singet und seid froh, Adveniat



Man muss aus seinem Haus heraustreten,
um zu lernen.

Afrikanisches Sprichwort

Herzlichen Dank für die Unterstützung des weltkirchlichen Engagements des Heliand. Wir bitten auch im Jahr 2021 um Spenden: Aktuell für die Werkstatt für Frauen in Algerien.

Missionskonto

des HELIAND – Kreis Katholischer Frauen

LIGA Bank Regensburg,

IBAN: DE 75 7509 0300 0002 2192 98

BIC: GENODEF1MO5